

Dillenburg'sche Nachrichten

mit illustrierter Gratis-Beilage „Neue Lesehalle“

Unabhängiges Organ

der werktätigen Berufsclassen in Stadt u. Land, des gewerblich. u. kaufmännischen Mittelstandes, der Beamten, der Landwirtschaft sowie des Arbeiterstandes.

Erscheinen an allen Wochentagen. — Bezugspreis vierteljährlich mit Postenlohn 1,75 Mk., durch die Post bezogen 1,50 Mk., durch die Post ins Haus geliefert 1,92 Mk.
Verlag u. Exped. Dillenburg, Warb. str. 40

Preis für die einspaltige Zeitungs- oder Raum 15 Hg., Reklamer pro Zeile 4 Hg. Anzeigen finden die weitestgehende Verbreitung. Wiederholungen entsprechender Rabatt.
Druck v. Emil Anding, Buchdruckerei, Dillenburg.

Nr. 300.

Donnerstag, den 23. Dezember 1915.

9. Jahrgang.

Die Kameradschaft der Kriegsfürsorge.

Keine Friedenszeit erweist so viel Liebestätigkeit, heißt so umfassend die Pflicht der Kameradschaft erfüllen, wie der Krieg. Seine große Kameradschaft widerlegt die ungeliebte Lehre, daß die Jähzucht, die Liebe nur zum eignen Leben und die Sorge bloß für das persönliche Wohl befinden, dem Menschensein als einzige natürliche Voraussetzung zugrunde liegen. Grundfalsch ist das. Die Millionen unserer Feldgrauen, die auf den Schlachtfeldern Blut und Leben einsehen, und die Millionen der Dabeigeblichen, die in der Kriegsfürsorge miteinander weiteisen, bezeugen das Gegenteil jener Lehre. Was draußen und daheim geleistet wird, geschieht nicht aus Jähzucht, allein um persönlicher Zwecke willen, sondern aus Kameradschaft, aus Liebe zu den andern, zu den Kameraden. Das winzige Ich verschwindet inmitten der heiligen Liebe, die des Krieges Kameradschaft entzündet. Die Sorge um das Wohl der Mitmenschen, die Gemüt wie Geblüt fest vereinen, ist etwas ebenso Ursprüngliches und Naturgemäßes, wie die liebevolle Rücksicht, die der einzelne selbstverständlich auch der eigenen Wesenheit widmet.

Kameradschaft ist Nächstenliebe. Sie trägt heute in Gestalt der Kriegsfürsorge allenthalben ihre Früchte. Nie sonst wird in der Sorge für andre so viel gearbeitet als jetzt inmitten des Krieges. Rastlos wird kameradschaftlicher Sinn betätigt. Das edle Vorbild, das die Gesellschaft Kruup gegeben hat, indem sie ihre Kriegsgewinne freiwillig in den Dienst der Kriegsfürsorge stellte, steht nicht vereinzelt da. So hat, um ein weiteres Beispiel hervorzuheben, der Verein Deutscher Eisen- und Stahlindustriellen im ersten Kriegsjahre etwa 95 000 Familien mit 40 Millionen Mark unterstützt. Als kürzlich die Berliner Stadtverordnetenversammlung die Bezüge der Angehörigen der Kriegsteilnehmer erhöhte, geschah dies unter der Begründung, es den Kriegern im Felde schuldig zu sein, sie von der Sorge um Frauen und Kinder zu befreien. Es sei Ehrenpflicht, dafür zu sorgen, daß die Krieger draußen wissen, ihre Familien daheim seien geborgen durch die Opferwilligkeit der Allgemeinheit.

Die Zurückgebliebenen sehen ein, daß die Taten auch der wirksamsten Kriegshilfe, die sie daheim als Dank dafür abstellen, daß sie von des Krieges Graufen unmittelbar verschont werden, hinter den unvergleichlichen Taten der Krieger im Felde weit zurückbleiben. Solche Einsicht spornt zu regem Wettbewerb in der Sorge für die Kriegsbeschädigten, für die Angehörigen der Feldgrauen und deren Hinterbliebenen an. Die Kameraden im Felde können daher sicher sein, daß die Lieben zu Hause nicht verlassen und hilflos sind. Die Kriegskameradschaft lebt und waltet auch in der Heimat. Denn sie ist ja eben dort verankert, wo auch die Kameradschaft der Krieger ihre Wurzeln hat: in der Gemeinsamkeit der Herzen, in der Liebe und Treue, die aus der Blut- und Schicksalsgemeinschaft stammt.

Auf dem Feldpostamt des Marinekorps.

Der im Großen Hauptquartier des Westens befindliche Kriegsberichterstatter Herr Emil Simson überliefert uns den nachfolgenden vom Großen Generalstab des Feldheeres zur Veröffentlichung freigegebenen Bericht:

Im Feldpostamt des Marinekorps, das ich im Verlauf meiner Feldpost-Studienreise aufsuchte, erhielt ich in dankenswerter Weise alle nur irgendwie mit dem „Dienstgeheimnis“ erträglichen Antworten auf die zahlreichen Fragen, die ein wissenschaftlicher Kriegsberichterstatter nun einmal zu stellen gewöhnt ist. Auch hier wurde meine „Neugier“ in jeder Weise befriedigt. Ich gewann die vollste Ueberzeugung, daß die Maschinerie unserer Feldpost auf das Beste erbaut ist, auch unvorhergesehene Schwierigkeiten zu bewältigen vermag und überall von Männern bedient und beaufsichtigt wird, die wirklich ihr Bestes im Dienst unserer Truppen hergeben. Nirgends engherzige Kleinräuerei oder Bürokratismus im üblen Sinn. Dienststundenpläne, wie sie daheim so schön laubend in den Postdienststräumen hängen, kennt man im Felde nicht. Hier ist eben „immer Dienst“, Tag und Nacht, wie es die wechselnden Verhältnisse gerade mit sich bringen. Nur diesem die gesamte Feldpost beherrschenden Geist der äußersten Hingabe und Pflichterfüllung ist es zu danken, daß sie nun schon seit Jahr und Tag so Großes leistet. Es ist meine feste Ueberzeugung: unsere heimische Post macht uns — trotz mancher Kritiken — kein anderes Land nach, unsere Feldpost noch viel weniger.

Doch nun zum „Feldpostamt des Marinekorps“. Es ist im Korps-Hauptquartier, und zwar in den nach heimischen Begriffen recht unzulänglichen, für Kriegszelten aber äußerst komfortablen Räumen des ehemaligen belgischen Hauptpostamts untergebracht und vermittelt den Verkehr des Korpsstabes und der diesem unmittelbar unterstellten zahlreichen besonderen Formationen und Behörden, die den besonderen Aufgaben der Marine dienen und eine Eigenart dieses Korps bilden. Da das Marinekorps nun schon seit Jahresfrist hier die Wache hält, hat sich neben der rein militärischen auch eine umfangreiche Verwaltungstätigkeit entwickelt. Alle Fäden laufen schließlich beim Generalkommando zusammen, weshalb die „Ephe“ der Unterbehörden sich am Orte des Korps befinden müssen. Jede Formation und Behörde holt nun ihre Post täglich mehrmals durch Ordonnanzen beim Feldpostamt ab, so daß sich der Betrieb daselbst nach Ankunft einer Post recht lebhaft gestaltet. Der Haupt-Postzug bringt morgens einen ganzen Güterwagen voll Briefsäcke, die in Pferde- und Kraftwagen vom Bahnhof zum Feldpostamt geschafft werden. Da warten schon 20 bis 30 Ordonnanzen — Matrosen, Seefoldaten, Kraftfahrer, Kavalleristen, Infanteristen, Trainsoldaten, Sanitätspersonal usw. — in buntem Gemisch auf die Ankunft der Post. Feldpostoffiziere, Postillone und Soldaten schleppen die Beutel in den sogenannten „Entlartungsraum“, und unter Aufsicht eines Feldpostoffiziers beginnt die Ver-

teilung. — Viele flinke Hände machen bald ein Ende: diejenigen Beutel, die schon in der Heimat — für größere Formationen mit lebhafter Korrespondenz — fertig gepackt und adressiert sind, werden zunächst verteilt, dann die „Sammelbeutel“ geöffnet. Die Briefbunde und einzelnen Briefe fliegen in die mit „Formationsbezeichnungen“ versehenen Sortierfächer, die Briefchen (wohl zu unterscheiden von den eigentlichen Postpaketen) in die in „Beutelgestellen“ aufgehängten Postfächer, die Zeitungen werden verteilt, und nach einer Stunde ziehen die ersten Ordonnanzen mit den Säcken ab, die so viel Freude, auch manches Leid, jedenfalls ein Stückchen Heimat in sich bergen. Allerdings überwiegt beim Korps-Feldpostamt der nüchternsachliche und doch so wichtige „Amtsbrief“ die Privatkorrespondenz, die bei den Divisionspostanstalten (Seltene Expeditionen) die größere Rolle spielt.

Zum Korps-Postamt, dem die Divisions-Postanstalten unterstellt sind, werden naturgemäß auch viele Sendungen geleitet, die man sonst nicht definieren kann und die der Postmann als „faule Briefe“ bezeichnet, z. B. an den Matrosen-Artilleristen Franz Meier oder Müller beim Marinekorps, der sich vielleicht schließlich als eine dem Postfortierpersonal wohlbekannte „Stabsordonna“ entpuppt, und ähnliche „rätselhafte Inschriften“ mehr.

Neben dieser sich mehrmals am Tage wiederholenden Bearbeitung der ankommenden Post (täglich durchschnittlich 170 Sack Briefe und Briefchen, im Gewicht von etwa 3400 Kilogramm) spielt sich in einem anderen Räume die Stempelung, Verteilung und Abfertigung der nach der Heimat gerichteten Briefpost ab (täglich 55 Sack = 1400 Kilogramm), und in einem dritten der Schalterverkehr (Einzahlung von Postanweisungen, Annahme und Ausgabe von Einschreibbriefen, Wertbriefen und Paketen).

Zur Bewältigung dieses Verkehrs und des damit verbundenen Schriftwechsels steht dem Feldpostamt ein Personal von 21 Köpfen (4 Feldpostoffiziere, 6 Schaffner, 3 Postillone, 2 Kraftwagenführer und 6 Trainsoldaten) als Bediensteter, Ordonnanzen und Begleitmannschaften zur Verfügung. Die Feldpostexpeditionen haben ungefähr das gleiche Personal; ihr Betrieb ist ähnlich wie beim Feldpostamt, einerseits in bezug auf die zu befördernden Mengen der Sendungen umfangreicher, andererseits aber auch einfacher, weil es sich meist um größere, einheitliche Truppenverbände handelt, für die die Post in der Heimat besser vorgeordnet werden kann.

Der ganze hier geschilderte Feldpostapparat ist nur auf Beförderungen von Briefpostsendungen und Dienstpaketen zugeschnitten; die Privatpakete zum und vom Heere sollen durch rein militärische Einrichtungen befördert werden; in der Heimat sind das die Militär-Paketdepots, beim Feldheer die Stappen-Güter- und Paketämter. Die Marine hat für diesen Zweck Sonderanrichtungen geschaffen, die unter Mitwirkung der Feldpost organisiert sind und im Korps-Hauptquartier vom Feldpostamt geleitet werden. Mit dieser Paketpost werden monatlich aus der Heimat 9300 Pakete befördert.

Landesverrat.

Roman von E. Ph. Oppenheim.

68

(Nachdruck verboten.)

„Sind Durchlaucht nicht der Meinung, daß ich durch einen solchen Besuch bei meiner Stiefmutter, der ja zugleich auch ein Besuch bei meinem Vater sein müßte, meine Stellung vollends unhaltbar machen würde?“

„Ich verbürge mich dafür, daß Ihre Situation dadurch nicht ungünstiger werden wird, als sie es in diesem Augenblick ist.“

Das war ohne Zweifel eine recht zweideutige Garantie, aber ich glaube mich trotzdem nicht berechtigt, die Ueberrumpelung des Auftrages abzulehnen, und einige Stunden später befand ich mich auf dem Wege zu dem von meinem Vater angegebenen Hause.

Wenn er von einer armselig u. Behauung gesprochen hatte, so hatte er damit kaum übertrieben. Das Logis, in das ich gewiesen wurde, als ich der Vorlicht halber nach Frau Smith fragte, lag in einem schäbigen, verträucherten Rückgebäude. Es gab keinen Dienstboten, durch den ich mich hätte anmelden lassen können, und ich war genötigt, einfach an die Tür zu klopfen, die man mir bezeichnet hatte.

Mit einem einzigen Blick umfaßte ich das dürftig möblierte, unbehagliche Zimmer, das sich vor mir aufthut. Mein Vater lag — anscheinend im Halbschlummer — auf einem schmalen, verschliffenen Sofa, während seine Gefährtin mit in den Schoß gefalteten Händen am Fenster saß. Mein Erscheinen erfüllte sie unmerklich mit Befürchtung, während mein Vater bei dem ersten Wort der Begrüßung, das ich gesprochen, wie elektrisiert aufsprang und gar nicht genug tun konnte in dem Ausdruck der Freude, die mein Besuch ihm bereite.

„Wie gut, daß du da bist, mein Junge! Wie hübsch, daß du deinen Vater nicht verleugnest! Aber ich wußte wohl, daß du es nicht tun würdest. Ich rechnete felsenfest darauf, dich hier zu sehen. Komm her und setz dich! Hier können wir unbelästigt und in aller Ruhe von dem Geschäfte reden.“

Da ich Zeit genug gehabt hatte, mich vorzubereiten, vermochte ich mich heute besser zu beherrschen als gestern unter dem ersten Eindruck der furchtbaren Ueberrumpelung. Ich ließ mich ihm gegenüber am Tische nieder, aber ich bewachte eine eiserne Zurückhaltung.

„Von welchem Geschäft?“ fragte ich ruhig.

Mein Vater hustete und warf einen Blick, der sie gleichsam zum Beistande aufforderte, zu seiner Gattin hinüber. Aber sie verharrte regungslos in ihrer Stellung, und auch ihr Gesicht blieb ganz unbeweglich. So mußte er wohl oder übel auf eigene Hand seine Sache führen.

„Nach allem, was ich von dir gehört habe,“ begann er mit einigem Räuspeln, „kann ich annehmen, daß du ein junger Mann von gesundem Menschenverstand bist. Darum will ich ohne Umschweife zu dir reden. Sieh, mein Sohn, in Petersburg oder anderswo sitzen ein paar Narren, die der Meinung sind, daß es Wunder welchen Wert für sie hätte, wenn sie wüßten, was bei den Beratungen eurer Landesverteidigungs-Kommission herauskommt. Es ist eine offenebare Verdrücktheit, denn ehe es wirklich mal zu einem Kriege kommt, wird längst alles über den Haufen geworfen worden sein, was deine weisen Herren Vorgesetzten jetzt beschließen. Aber was kümmert es am Ende uns, ob irgendwelche Leute dumm genug sind, wertlose Mitteilungen hoch zu bezahlen. Und sie bezahlen sie sehr hoch, das darfst du mir glauben. Im Anfang ließ sich die Sache für uns gar nicht so schlecht an. Wir waren in der Lage, gewisse Informationen allgemeineren Charakters zu geben, zu denen uns ein sehr intelligenter junger Mann deiner Bekanntschaft verholfen hatte. Ich kann dir übrigens auch ganz ungeniert seinen Namen nennen: es war der Prinz Joan Potessci. Du siehst, unsere Verbindungen sind nicht von der schlechtesten Art.“

Ich tat noch immer das menschenmögliche, mich zu beherrschen, und ich bin sicher, daß ich bei der inhaltschweren Eröffnung keine Miene verzog. Mein Vater, der mich beständig mit lauerndem Blick beobachtete, schien von dieser Unbeweglichkeit mehr und mehr irritiert, denn er fuhr in hastigen, sich fast überstürzenden Worten fort:

„Mit dem Beistande des Prinzen ging alles ganz leicht. Seit seiner Abreise aber sind unsere Berichte ins Stocken geraten. Ich will ganz aufrichtig gegen dich sein, mein Sohn! Unsere Freunde zahlen sehr freigebig; aber sie honorieren nur wirkliche Leistungen. Und infolgedessen

sind deine Stiefmutter und ich augenblicklich fast ohne einen Pfennig. Unser gestriges Zusammentreffen aber nehme ich als einen Wink des Schicksals, daß nunmehr alle Not ein Ende hat. Denn ich kann dir ein Anerbieten machen, durch dessen Annahme mit einem Schlage uns allen geholfen ist.“

Meine Stiefmutter machte eine rasche Bewegung, als ob sie mit einer heftigen Bemerkung dazwischenfahren wollte. Aber sie mußte sich dann doch schnell eines anderen besonnen haben, denn sie kehrte das Gesicht wieder gegen das Fenster und verharrte in ihrem bisherigen Schweigen.

„Und dies Anerbieten,“ fragte ich „es bestünde worin?“

Mein Vater hustete wieder. Er griff nach der vor ihm stehenden Kognakflasche und füllte sich ein Weinglas mit dem stark duftenden Getränk.

„Meine Herren sind noch immer in einem miserablen Zustande,“ entschuldigte er sich, „und sie bedürfen hier und da einer kleinen Stimulation. Darf ich dir auch ein Gläschen anbieten, mein Junge?“

Ich lehnte ab, und nachdem er den ganzen Inhalt seines Glases auf einen Zug hinabgeschluckt hatte, nahm er das Gespräch wieder auf.

„So weit sind wir ja über die Arbeiten der Kommission unterrichtet, daß wir die Gegenstände der Beratungen kennen. Und wir wissen auch, daß der Mobilisierungsplan im großen und ganzen fertiggestellt ist. Er ist dir selbstverständlich bekannt.“

„Gewiß.“

„In allen Einzelheiten, meine ich. Denn gerade die Einzelheiten sind es, auf die es meinen Auftraggebern ankommt.“

„Es gibt kein Detail, das nicht durch meine Hände gegangen wäre.“

Er betupfte seine Stirn, auf der große Schweifstropfen perlt, mit dem Taschentuche. Auf seinen Wangen brannten febrile Fleden, und in seinen Augen war ein fast unheimliches Glitzern.

„Du mußt dir selbst sagen, mein Junge, daß solche Dinge auf die Dauer ohnehin nicht geheimbleiben können. Hier und da fidiert mit der Zeit immer etwas durch, sobald sich naturgemäß der Kreis der Wissenden vergrößert, und die Dächer, die ein solches Durchsickern gestatten, werden nach und nach immer größer. Es kommt also schließlich nur darauf an, wer flug genug ist, als der erste das Fett von der Suppe abzuschöpfen. Denn der Erste kann selbst-

Das unsere Truppen zum nicht unbedeutenden Teil ihre Verpflegung aus dem „Postfach“ und dessen Liebesgaben empfangen, ist bekannt. Deshalb soll auch nichts gegen eine noch so große Menge Sendungen dieser Art gesagt werden. — Die Feldpost bringt sie schon vor, wenn es nur irgendwie zu ermöglichen ist. Sinnlos aber, die Hauptaufgabe der Post ungemein erschwerend und damit wichtige Interessen unserer Soldaten geradezu schädigend ist die trotz aller Ermahnung noch immer wachzunehmende zweifelhafte und öde Briefschreiberei. Hier muß sich jeder sagen, daß nur solche Schreiben zur Front gehen sollten, die dem Empfänger wirklich Freude und Nutzen bringen. Keiner sollte denken, daß es gerade an seine „Briefkarte“ nicht antomme; die Majke solcher überflüssigen Sendungen ist leider noch allzu groß.

Wären die vorstehenden Schilderungen das Ihrige dazu beitragen, das Verständnis für das segensreiche Wirken unserer Feldpostleute auch dahel zu verallgemeinern — über das tüchtige Gerede vom angeblichen „Verfagen“ der Feldpost ist ja längst jeder Einsichtige zur Tagesordnung übergegangen.

Der Krieg.

Tagesbericht der obersten Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 21. Dezember. (WTW. Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Westlich von Hulluch nahm eine deutsche Abteilung eine englische Sappe und wehrte einen nächtlichen Gegenangriff ab.

Auf vielen Stellen der Front lebhaftes Artilleriekämpfe. Keine Ereignisse von Bedeutung.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

In der Nacht vom 19. zum 20. Dezember hatte eine höhere russische Abteilung das nahe vor unserer Front liegende Gehöft Delscht (nicht südlich von Widsy) besetzt; sie wurde gestern wieder vertrieben. Südlich des Wygonowskoje-Sees und bei Rosciuchnowa (nordwestlich von Gortorysk) wurden feindliche Erkundigungsabteilungen abgewiesen.

Balkanfrontschauplatz.

Die Lage ist im allgemeinen unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Zu Weihnachten 1915.

Zum zweitenmal soll es Weihnacht werden,
Und ringsum Kriegsgeschrei auf Erden,
Und ringsum Tränen und Not und Leid,
Und dennoch heißt's: Selige Weihnachtszeit.
Und dennoch will heller Weihnachtschein
In unsre dunklen Herzen hinein.
Und dennoch, ist auch verdunkelt der Blick,
Soll strahlen uns stilles Weihnachtsglück.
Das hätte wohl keiner gedacht nur im Traum,
Daß zum zweitenmal brennt uns der Weihnachtsbaum,
Und der schreckliche Krieg ist noch immer nicht aus.
Doch heißt es in Stille zu hoffen, nicht zagen
Und gläubig getrost die Last weitertragen;
Es soll uns ja doch diese schwere Zeit
Nur helfen und fördern zur Ewigkeit,
Daß unser Herz soll erfüllt werden ganz
Von selbigem, fröhlichem Weihnachtsglanz.

Magdalene Handmann.

Gedenket der hungernden Vögel!

verständnis auf die beste Bezahlung rechnen. — Was hälst du von vierzigtausend Rubeln, mein Junge?

„Vierzigtausend Rubel sind eine sehr große Summe.“

„Es verlohnt sich, sie zu teilen, nicht wahr?“

„Und ich kenne einen Weg, dazu zu gelangen. Ohne Schwierigkeiten und ohne Gefahr. Ich würde es auf mich nehmen, alles zu arrangieren. Du hättest nichts anderes dabei zu tun, als mir die Aufzeichnungen zu übergeben.“

„Ich werde mir das Anerbieten überlegen.“

Er lehnte sich in die Polster zurück.

„Was ist dabei zu überlegen? Wo sich solche Chancen bieten, muß man ohne Zögern zugreifen. Denn es sind genug andere da, die begierig auf eine so günstige Gelegenheit warten.“

„Damit hätte es in unserem Falle wohl keine Not. Denn außer den Mitglieðern der Kommission ist niemand in die Geheimnisse der Beratungen eingeweiht als ich.“

„Über meine Auftraggeber könnten anderen Sinnes werden. Ich habe dir schon gesagt, daß es im Grunde ein offener Wahnsinn ist, derartige Summen für Informationen von so zweifelhaftem Werte zu zahlen. Solche Torheiten muß man zur rechten Zeit ausnützen, oder die schönen Aussichten zerfließen möglicherweise in nichts. Hier kommt alles darauf an, rasche Entschlüsse zu fassen.“

Ich schob meine Hand in die Brusttasche und brachte ein Konvolut von Papieren zum Vorschein.

„Und wenn ich meinen Entschluß bereits gefaßt hätte, ehe ich hierherkam?“

Eine furchtbare Erregung schien sich seiner zu bemächtigen. Wierg streckte er seine Hand nach den Papieren aus, aber noch hielt ich sie fest zwischen den Fingern und wich um einen Schritt zurück. In der nächsten Sekunde stand sein Weib zwischen ihm und mir. Sie hatte einen kleinen Entsetzensschrei ausgestoßen, und auch in ihren Augen spiegelte sich deutlich das Entsetzen, als sie mich mit ausgestrecktem Arm zurückdrängte.

„Georg, sind Sie von Sinnen?“ rief sie mir zu.

Auf meines Vaters Stirn schwebten die Adern. Aber sein Erstaunen schien vor der Hand fast noch größer als sein Zorn.

„Was soll das heißen, Luisa? Warum mischtst du dich jetzt mit einem Mal in unsere Angelegenheiten, nachdem du so lange geschwiegen? Gib mir die Aufzeichnungen, mein Sohn!“

„Nein, er soll sie dir nicht geben,“ schrie sie, „er soll nicht und er wird nicht. Haben Sie denn alle Ueberlegung verloren, Georg? Wollen Sie sich um einer armenigen Geldsumme willen Ihre ganze Zukunft ruinieren?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte ich, meine Rolle mit Standhaftigkeit festhaltend. „Sollten Sie jetzt nicht mehr wünschen, daß ich gemeinsame Sache mit Ihnen mache?“

„Gemeinsame Sache mit uns? — Nein, bei Gott, das sollen Sie nicht! — Wenden Sie doch auf Ihren Vater, der ein Ausgestoßener und Gedächter war sein ganzes Leben lang! Wollen Sie, daß sein Schicksal auch das Ihrige sei? Wollen Sie verurteilt sein, auch vor dem Jüngsten und Besten Ihrer Landsleute die Augen niederzuschlagen zu müssen? Wollen Sie gehen und flüchtig von Land zu Land irren wie ein verfolgter Dieb? Nein, lieber möchte ich Sie tot hier zu meinen Füßen sehen als in Gemeinschaft mit uns!“

„Verdammte Narrin!“ fuhr mein Vater auf. „Möchte nicht auf das, was Sie spricht, Georg! — Vierzigtausend Rubel! — Ich wiederhole es. — Ich werde Sorge tragen, daß Sie bis auf den letzten Pfennig bezahlt werden. Und außer uns dreien wird nie eine Menschenseele davon erfahren.“

Er machte einen Versuch, seine Frau beiseite zu schieben, und eine wilde Drohung war in dem Blick, den er ihr zuwarf. Aber sie legte ihre beiden Hände auf meine Schultern und sagte furchtlos:

„Georg — ich kann noch immer nicht glauben, daß Sie im Ernst alle Ihre bisherigen Grundsätze verleugnen wollten, um eine so törichte Handlung zu begehen. Aber auch wenn dies nicht Ihre Absicht gewesen ist, sollen Sie jetzt gehen. Besser, Sie wären niemals gekommen!“

Ich bin überzeugt, daß mein Vater sich auf sie geworfen und sie geschlagen haben würde, wenn meine Gegenwart ihn nicht daran gehindert hätte. Er war dunkelrot vor Wut, und es trug sicherlich nicht dazu bei, ihn zu beruhigen, daß er abermals ein großes Glas Cognac hinunterstürzte.

„Ich danke Ihnen für die Warnung,“ sagte ich. „Aber ich glaube nicht, daß diese Papiere vierzigtausend Rubel wert gewesen wären. Und ich bin nicht deswegen gekommen, sondern um Ihnen eine Botenschaft des Fürsten Potesci auszurichten.“

Sie sah mich betroffen und verständnislos an.

Lokales und Provinziales.

★ Herborn, 22. Dezember. Unsere Stadt steht unter dem Zeichen der Weihnacht, und das vielgestaltige Leben unserer Gemeinde bringt es mit sich, daß verschiedene Feiern abgehalten werden. Den Anfang machte der Jungfrauenverein, der am Sonntagabend in schöner und erheuernder Weise sein Weihnachtsfest beging. Der Krieg, der in so vielen Beziehungen umgestaltend gewirkt hat, hat auch in der herkömmlichen Art dieser Feier eine Veränderung hervorgerufen. Früher waren es die Mädchen, die mit Geschenken erfreut wurden, jetzt waren die Mädchen die Gebenden, und manches Kriegerkind dürfte dankbar dessen gedenken. Gesänge und Gedichtvorträge wechselten in schöner Weise ab und legten ein gutes Zeugnis ab für die sorgfältige Vorbereitung seitens der Veranstalter. Die Ansprache, die Herr Dekan Professor Haufen über die Lösung dieses Tages hielt, schloß mit dem Wunsche, daß der Jungfrauenverein, der zuerst das Weihnachtsfest beging, auch in der Nachfolge dessen, dessen Geburtstag er feierte, an erster Stelle stehen möge.

Am Montag Nachmittag hatten die Kleinen aus der Kinderschule ihre Weihnachtsfeier. Es war für jeden Kinderfreund ein herzerquickender Anblick, als diese etwa 100 kleinen Deutschen Hand in Hand in den großen Saal des Vereinshauses traten. Schon vor ihrem Eintritt hörten die Anwesenden leise das Lied erklingen: „Ihr Kinderlein kommet!“ Nun kamen unsere Kleinen selbst — und hell erglänzten ihre Augen, als sie den Weihnachtsbaum mit seinen vielen Lichtern sahen. Noch war der Tisch mit Geschenken mit einem Tuche bedeckt — wie schade! Die Feier begann. Es war allerliebst, als die Kleinen ihre Gedichtchen aufgaben, ihre Lieder sangen und in heller Fröhlichkeit die Fragen ihrer Lehrerin beantworteten. Eine kurze Ansprache hielt Herr Dekan Professor Haufen; die Feier endete mit der Vesperung. Das verhängende Tuch fiel, und nun wurde das Bild kriegerisch. Mit Helm, Tornister, Trommel, Säbel zogen unsere Jungen, mit Puppen die Mädchen ab; außerdem erhielt jedes Kind einen Beutel, dessen ansehnliche Fülle noch manches Gute ahnen ließ. Die anstrengende Vorbereitungstätigkeit von Fräulein Dahlschen fand die reiche Anerkennung aller Anwesenden.

Eine Feier ganz besonderer Natur fand gestern abend im Vereinshaus statt, eine Feier, die es verdient, in der Geschichte Herborns mit großen Buchstaben geschrieben zu werden. Es war die Feier des Rekruten-Depots. Anwesend waren die Herren Offiziere mit ihren 310 Soldaten, Herr Dekan Professor Haufen als Anreger und Leiter der Feier, und Herr Bürgermeister Virkenbach als Vertreter des Magistrats und der Stadt. Das Programm mit seinen 18 Nummern war sehr reichhaltig. Die Feier begann mit dem gemeinsamen Liede: „Großer Gott, wir loben dich“, das vielen Soldaten aus Feldgottesdiensten vertraut war. Dann folgten in entsprechender Reihe: Vortrag für Harmonium und Geige (Herr Lehrer Kopp — Herr Gerichtsfretär Cuyrim), Gedichtvorträge, verschiedene mehrstimmige Lieder des Soldatenchores, der im Verhältnis zu der kurzen Zeit der Ausbildung Hervorragendes leistete ein Duett (Frau Jopp — Fräulein A. Kopp) und zwei Lieder der Kinderschule, deren Einübung Herr Lehrer Velt en in anerkennenswerter Weise übernommen hatte. Besondere Freude machten den Soldaten verschiedene Kinder aus der Kleinkinderschule mit dem Auffagen ihrer Gedichtchen. Als sie endlich mit den gemeinsamen Worten schlossen: Herr, schenke uns ein Wiedersehen! — Da brach, wie nach jeder Nummer des Programms, so besonders hier lauter Beifall aus. Tiefen Eindruck machte neben verschiedenen anderen Gedichten ein Gedicht: „Doch Weihnachten!“ Manche Träne rollte in den Bart, als die Weihnachtsfeier einer Mutter mit ihren Kindern geschildert wurde, deren Gatte und Vater weit draußen in feindlicher Erde ruht. Zum Schluß ergriß Herr Dekan Professor Haufen das Wort zu einer feierlichen, padernden Ansprache. Es waren Worte über den deutschen Mann, am deutschen Weihnachtsfest zu deutschen Männern und Soldaten gesprochen — und sie drangen ins Herz, wie sie aus tiefstem Herzen kamen. Worin ruht des Deutschen

Mannes Kraft, die jetzt alle Welt bewundert? In der Liebe zur Familie, im Gottedtrauen, in der Gemeinschaft mit dem, an dessen Krippe wir heute stehen! Dann sprach Herr Hauptmann Sommerer den Anreger des Festes herzlichsten Dank aus; auch allen Mitwirkenden sagte der Herr Hauptmann Dank, soweit ihn nicht die Soldaten selbst, einem unwiderstehlichen Drang nachgebend, schon kundgegeben hatten. Besondere Dankesworte richtete der Herr Hauptmann an Herrn Bürgermeister Virkenbach für die tatkräftige Hilfe bei dem Zustandekommen der Feier und an alle die, die in hochherziger Weise ihre Hände zum Geben geöffnet hatten. Große Anerkennung verdient auch der kameradschaftliche Geist des Depots selbst, der in reichen Spenden der Soldaten für einander zum Ausdruck kam. Die Worte des Hauptmanns: „Was unsere Brüder draußen erworben, das wollen wir schützen und bewahren“ wurde zum Gelübde in dem dreifachen donnernden Hurra auf unseren allverehrten Kaiser, das deutsche Heer und das deutsche Volk. Wer dieses Hurra gehört hat, diesen Ruf aus über 300 deutschen Männerkehlen, der versteht es, daß der Schlachtfeld der Deutschen die Furcht unserer Feinde ist. Jeder der Soldaten fand auf seinem Platz Gaben, wie sie den Wünschen und Bedürfnissen der Einzelnen entsprachen. Die Feier klang aus in dem gemeinsamen Gesange des letzten Verses aus dem Liede: „Großer Gott, wir loben dich.“ Die Feier an sich läßt sich nicht gut schildern — man muß sie erlebt haben, um sie ganz zu verstehen und zu fassen. Es schwebte etwas Eigenes über dem Ganzen, eine Weihe, ein Ahnen des Unendlichen, des Mächtigen, der unser aller Geschicke in der Hand hält — es war ein deutsches Weihnachtsfest; das sagt alles.

— **Beschlagnahme von Wolfram und Chrom.** Durch Bekanntmachung Nr. M. 6172/2. 15. R. R. A. vom 15. März 1915 waren bisher Vorräte an Wolfram, Chrom, Molybdän, Vanadium und Mangan meldungspflichtig. Dagegen war eine Beschlagnahme dieser Metalle in der Bekanntmachung nicht ausgesprochen. Eine solche Beschlagnahme erfolgt jetzt durch die Bekanntmachung Nr. M. 15/12. 15. R. R. A. vom 15. Dezember 1915 für Wolfram und Chrom, jedoch lediglich für die Klassen 22, 24, 27, 28 und 31 der Bekanntmachung M. 6172/2. 15. R. R. A. Betroffen von der neuen Verordnung werden nach § 3 nur solche Personen, Firmen usw., die bereits nach § 2 der Verordnung M. 6172/2. 15. R. R. A. zur Bestandsmeldung verpflichtet waren. Die Beschlagnahme kennzeichnet sich auch in diesem Falle lediglich als eine Verfügungsbeschränkung, deren nähere Einzelheiten im § 5 der neuen Verordnung ausführlich dargelegt sind. Für das unmittelbare als Zusatz zum Stahlbad verwendbare Material der Wolframklassen 23, 24 und 27 wird im § 6 der Verordnung ein Höchstpreis von 35 Mk. für je 1 kg Wolframgehalt bei Verzählung frei Werk des Werkzeugstahlfabrikanten festgesetzt. Die Verordnung wird in der üblichen Weise durch Anschlag, Veröffentlichung in amtlichen Zeitungen und Tagesblättern zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Ein sorgfältiges Studium des Wortlauts ist im Hinblick auf den nicht einfachen Inhalt der Vorschriften für alle betroffenen Personen und Firmen unerlässlich.

• **Büdingen, 21. Dez.** Daß noch viel Gold im Lande steckt, bewies wieder ein Bauer eines Nachbardorfes, der dieser Tage bei einer hiesigen Kasse 1000 Mark in Gold einzahlte.

• **Königsstein, 21. Dez.** Im Höchster Frühzuge fand heute ein Arbeiter in einem Abteil dritter Klasse 100 Mark in Gold. Er lieferte den Fund dem hiesigen Stationsvorsteher ab. Der Verlierer hat sich noch nicht gemeldet.

• **Büdingen, 21. Dez.** Seit längerer Zeit wurde die Einwohnerschaft durch nächtliche Ruhestörer arg belästigt. Es wurden Fenster eingeworfen, Zäune eingerissen, Türen zertrümmert. In der letzten Nacht gelang es nun, die Rohlinge in 3 jungen Wurfeln zu erwischen und festzunehmen.

• **Frankfurt a. M., 21. Dez.** Der fünfzigjährige Orgelbauer Wilhelm Steinmeyer erlitt bei der Derrstellung der Orgel in der Nikolaitirche einen Schlaganfall, dem er nach kurzer Zeit in der Wohnung des Pfarrers erlag.

„Eine Botenschaft des Fürsten Potesci? — Eine Botenschaft für mich?“

„Jawohl! Seine Durchlaucht hat den dringenden Wunsch, Sie zu sprechen. Er läßt Sie bitten, sich noch an dem heutigen Nachmittag — am liebsten gleich auf der Stelle — zu ihm zu begeben.“

„Raten Sie mir, dieser Aufforderung zu entsprechen?“

fragte sie mit einem Blick, der inständig um Beistand zu bitten schien. „Ich begreife nicht, was er von mir begehren kann. Ich habe ihn nie in meinem Leben gesehen.“

„Ich begreife seinen Wunsch nicht besser als Sie. Er gab mir einen Auftrag, und ich habe ihn ausgerichtet. Das ist alles, was ich in dieser Angelegenheit zu sagen vermag.“

„Ich kann noch nicht versprechen, ob ich kommen werde. Wenn Sie mir nicht raten können oder wollen, muß ich wohl mit mir selber zu Räte gehen, ehe ich mich entschließe.“

Länger vermochte mein Vater nicht an sich zu halten. Er stieß sie beiseite und suchte meine Hand zu ergreifen.

„Was sollen alle diese Narrheiten! — Komm, mein Junge, setz dich hierher zu mir, und laß uns in Ruhe über unser Geschäft reden!“

Da war ich mit meiner Selbstbeherrschung zu Ende. Und die Erregung des Augenblicks ließ mich meinen Vorsatz vergessen, unter allen Umständen Ruhe und Kaltblütigkeit zu bewahren.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen und nichts mehr von Ihnen zu hören,“ rief ich. „Ist es Ihnen noch nicht genug daran, daß Sie Ihr Leben verdorben und einen düsteren Schatten auf das meine geworfen haben? Wollen Sie mich durchaus ganz und gar niederziehen in den Sumpf der Schande?“

„Ich — ich verstehe dich nicht,“ murmelte er bestürzt. Und gleich darauf sah ich, wie sein Gesicht gleichsam erstarrte in einer Grimasse des Schreckens. Auch mir aber glitten die Papiere, deren er sich vorhin vergebens zu bemächtigen versucht hatte, aus den plötzlich fraktions gewordenen Fingern; denn ohne daß vorher geklopft worden wäre, hatte sich in diesem Moment die Tür des Zimmers geöffnet, und in leiser ganzen imponierenden Größe stand der Oberst Joan Suglo auf der Schwelle.

Ein gestörtes Hochzeitsmahl.

Humoristische Erzählung von Schwester L. Went.
(Nachdruck verboten.)

I.

Alte Komtesse J. hatte wieder einmal ihre Magenbeschwerden! Das sagte mir das lebenswürdige Schreiben ihrer gräßlichen Tante. Für mich bedeutete dies, daß meine Hoffnung auf ein paar ruhige Tage der Erholung von meiner letzten, recht anstrengenden Pflege zu Wasser geworden war.

Nun, allzu schlimm konnte es auch nicht werden, tröste ich mich bald; denn aus Erfahrung wußte ich, daß das Leiden der jugendlichen Patientin überhaupt nicht derart war, daß sie einer Pflegerin vom Roten Kreuz bedürftig hätte. Es kam ihr wohl auch, wie bei früheren Gelegenheiten, mehr darauf an, ständig eine Gesellschaftin um sich zu haben, die ihr die Vangeweise vom Krankenlager schenkte, als eine Pflegerin, welche die geringfügigen Schmerzen linderte. Ueberdies besaß sie die nötigen Mittel, daß sie sich jeden Luxus gestatten konnte, warum sollte sie sich also eine Pflegerin verjagen, wenn sie sie nötig zu haben glaubte? Jedenfalls gab es für mich kein langes Besinnen, ich schnürte mein Bündel und machte mich auf den Weg zu der reizend gelegenen Besitzung der Gräfin B. auf B.

Gegen Abend kam ich auf Schloß B. an, das mitten in einem prächtigen Buchenwald gelegen ist. Erquickende Kühle umfing mich in den schattigen Alleen, und Frau Nachtigall stimmte eben ihre ersten Abendlieder an, als ich meinen Einzug hielt. Ueberaus freundlich wie immer wurde ich von Gräfin B. empfangen und alsbald zu meiner Kranken geleitet.

Komtesse J., eine stattliche, vornehme Erscheinung, ruhte auf einem Liegestuhl; wohl erschien mir ihr reizendes Gesicht, das von einer Fülle schwarzen Haars umrahmt war, etwas blässer wie früher, aber sonst war ihr von einer ernstlichen Erkrankung nichts anzumerken. Lustig und fast fast strahlte mir die dunklen Augen der Dame entgegen, als sie mir den Willkommensgruß bot und ihrer Freude Ausdruck gab, daß ich so rasch ihrem Ruf gefolgt sei.

Die Komtesse hatte frühzeitig ihre Eltern verloren, und seitdem hatte sie bei ihrer lebenswürdigen Tante, der Gräfin B., deren Ehe kinderlos geblieben war, ein neues Heim gefunden. Seit einem halben Jahre war sie mit einem Leutnant aus der benachbarten Garnisonstadt verlobt, und in wenig Wochen sollte nun die Hochzeit gefeiert werden. Die mit solchem Ereignis in Verbindung stehenden mancherlei Aufregungen, der Mangel und Verdruß mit Schneiderinnen und Handwertern aller Art, mannigfache Reisen in die Reichshauptstadt und dergleichen waren wohl der Komtesse zuviel geworden und hatten zu der geringfügigen Unpäßlichkeit geführt, um derenwillen ich nach Schloß B. gerufen worden war.

Wie ich vorausgesehen, war das Leiden der Kranken in wenigen Tagen völlig beseitigt. Und wieder strahlte die Komtesse in frohem Jugendmut und ließ ihrem Uebermut die Zügel schießen, wie es nur je eine glückliche Braut getan, an die noch nie die Spur einer ernstlichen Sorge herantrat. Trotzdem wurde ich nicht sofort nach der Genesung in Gnaden entlassen, sondern gebeten, meine Zeit auch fernerhin der Komtesse zu widmen. Natürlich tat ich das von Herzen gern, und so war es mir vergönnt, eine Reihe wahrhaft idyllischer Tage und Wochen auf Schloß B. zu verleben. Mit Entzücken denke ich noch immer an die köstlichen Abende in der ländlich friedlichen Stille zurück. Dann sah man wohl nach dem Abendrot auf der großen, mit Treibhauspflanzen umstellten Terrasse. Die Windlichter wurden angezündet, und hoch oben am dunkelblauen Firmament schwamm silbern der Mond durch den Aether. Ringsum aber erlang ein geheimnisvolles Flüstern und Boden, in den Wipfeln der Bäume rauschte es leise, und es schien mir, als wehe Gottes Odem durch die Natur. Kurz, es war unbeschreiblich schön und feierlich, als habe ein Stück Himmelsfrieden sich auf die unruhvolle Erde gesenkt. Dann aber zerriß plötzlich die Prosa des Alltags den Abendfrieden, wenn vom Schloßthor her das Quaken der Frösche durch die Stille der Nacht erklang.

So verrann mir wie im Fluge eine Woche nach der anderen. Angenehm unterbrochen wurde die friedvolle Stille auf Schloß B. jeden Sonnabend durch gemeinsame Fahrt in die Garnisonstadt: Dort holten wir den sehnsuchtsvoll seiner Braut harrenden Bräutigam der Komtesse ab, damit er, nicht selten mit einer Reihe von Kameraden, den Sonntag auf Schloß B. verlebe.

35. Kapitel.

„Wie es scheint, komme ich nicht sehr gelegen,“ sagte der Oberst mit schneidendem Hohn. „Eine rührende Familienszene unter dem Titel „Der wiedergefundene Sohn“ — nicht wahr?“

Die einzige, die in diesem Augenblick furchtbarer Ueberwindung ihre Fassung bewahrt hatte, war offenbar meine Entemutter. Totenbleich, aber mit eisiger Kälte, wandte sie sich dem Antommiling zu:

„Eine Familienszene, bei der man auf ungeborene Zuschauer allerdings nicht gerechnet hatte, Herr Oberst!“

„Sie werden bald noch andere ungeborene Gäste erhalten, wie ich hoffe,“ lachte er sarkastisch. „Sie haben nicht gut daran getan, meine Warnung in den Wind zu schlagen, Lazar!“

Die Worte waren an meinen Vater gerichtet; aber ich zweifelte, daß er sie auch nur vernahm, denn er hatte ganz das Aussehen eines Menschen, der unmittelbar vor dem völligen Zusammenbruch steht. Seine bläulich verfarbten Lippen bewegten sich unaussprechlich, ohne daß er doch einen einzigen vernünftigen Laut hervorgebracht hätte, und er zitterte am ganzen Leibe. Sein Anblick war erweichend; aber in den Zügen des Obersten war nichts von Mitleid zu lesen.

„Sie die Frechheit hatten, in Ihr schändes verrottenes Vaterland zurückzukehren, schickten Sie Ihren schurkischen Helfershelfer aus, um Ihren Sohn zu sich heranzulocken. Ich fing den Menschen ab und verhinderte das Gelingen seiner Mission. Dann machte ich Sie in Earest ausfindig und erklärte Ihnen, daß ich nur um Ihres Sohnes willen darauf Verzicht leiste. Sie der freifenden Gerechtigkeit zu überliefern. Aber ich fügte hinzu, daß der erste Versuch, sich brieflich oder persönlich mit Ihrem Sohne in Verbindung zu setzen, Ihr Verbot den Befehlen würde. Es war eine unzweideutige Warnung. Und es stand bei Ihnen, sie zu beherzigen. Da Sie es nicht getan haben, mögen Sie nun auch die Folgen einzig sich selbst zuschreiben. Ich bedauere, Madame, daß nun wahrscheinlich auch Sie unter diesen Folgen zu leiden haben werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Unmittelbar nach Schluß der Herbstferien sollte die Hochzeit stattfinden. Nur vierzehn Tage trennten uns noch von dem Termin. Nun galt es, mit Ernst das Fest zu rüsten und vor allem die leiblichen Genüsse vorzubereiten, mit denen man die zahlreichen Hochzeitsgäste zu bewirten gedachte. Zu dem Zwecke versiedelte sich Gräfin B. eine — wie sie sagte — „Küchenkapazität“ aus der Reichshauptstadt. Acht Tage vor der Hochzeit erschien diese in Gestalt eines bloß aussehenden, aber sehr selbstlicher auftretenden Jünglings, der — das sah man sofort — über den unschätzbaren Wert seiner Persönlichkeit durchaus nicht im unklaren war. Kunstvoll gebrannte Locken schmückten sein geistvolles Haupt, den Mund zierte ein fest nach oben gezogener Schnurrbart. Die schmächtige Gestalt steckte in dem modernsten Dandanzug, den man sich denken kann, und selbstverständlich fehlten elegante Lackstiefel nicht. Mit äußerster Jungensfertigkeit verhielt er der Gräfin, daß unter allen neueren Küchenfürsten er einer der geachtetsten und vollkommensten sei. Er gedachte auch auf Schloß B. mit seiner Kunst Ehre einzulegen.

Mit vielversprechendem Eifer begab er sich denn auch sofort an sein Werk, nachdem er sich mit blendenweißer Küchenkleidung geschmückt hatte. Natürlich veräußerte er nicht, sich dem weiblichen Küchenpersonal gegenüber als angenehmer Schwerenöhr aufzuspielen, und erwarb sich bei diesem denn auch bald den Ehrentitel „der schöne Heinrich“. Zunächst galt es, um die endgültige Speisefolge festzustellen, eine Reihe von Probegerichten herzustellen und die zahlreichen Sorten, Eispeisen usw. fertigzumachen. Alles ging nach Wunsch. Die Rezepte des „schönen Heinrich“ fanden Anklang, und so konnte Gräfin B. sich der Zuversicht hingeben, daß das Hochzeitsfest auch nach der kulinarischen Seite hin einen glänzenden Verlauf nehmen werde.

So nahte der Hochzeitsmorgen. Ich stand vor der Freitreppe des Schlosses, das wir prächtig mit Grün und herrlichen Blumen geschmückt hatten. Noch einmal überlachte ich unser Werk; wie ein Märchenschloß erschien mir das Gebäude, das eine glückliche Braut beherbergte. In leuchtenden Farben strahlte die aufgehende Sonne zurück aus den Laubzweigen, die in dem frischen Eichen- und Tannengrün der Gärten hingen.

Programmgemäß nahm nunmehr der festliche Tag seinen Anfang. Fröhliche Sänger hatte der glückliche Bräutigam gefunden, um die holde Braut durch Liedertöne aus dem Schlummer wecken zu lassen.

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ stimmten sie zunächst an, um sich dann direkt bittend an die Braut zu wenden mit dem nettlichen Liede: „Bei allem, was da reizend ist, du holde Maid, wach auf.“ Weitere Ständchen folgten, und schließlich fand die feierliche Trauung in der kleinen Dorfkirche statt, die die zahlreichen Hochzeitsgäste kaum zu fassen vermochte.

In fröhlichster Stimmung kehrten wir aus der Kirche in das Hochzeitshaus zurück. Dort wurden wir indes mit der Schreckensbotschaft empfangen, der „schöne Heinrich“ sei spurlos verschwunden. Alle Räumlichkeiten vom Keller bis in die Bodenkammern habe man, so versicherte ein Lakai, nach ihm durchsucht, nirgends aber habe man eine Spur von ihm gefunden.

Mit Bindeseile verbreitete sich diese Nachricht unter den Gästen. Einige lächelten wohl, andere wieder nahmen die Sache ernster, ja sogar das Wort „Selbstmord“ wurde gehört.

Doch für die Frau des Hauses blieb nicht lange Zeit zum Nachdenken. Kurz entschlossen, die lange Seidenkappe über den Arm gerafft, betritt sie den Küchenraum. Ihrem Beispiel folgten andere Damen, und in wenigen Augenblicken bot sich den Zuschauern ein feltamer Anblick dar. Mitten unter einer Schar freiwilliger Helfer und Helferinnen junger Damen in bunter Pracht, Kammerjungen, Stellungen in knallroten Röcken stand Gräfin B. wie ein Feldherr und suchte Ordnung in das Chaos zu bringen.

Natürlich hatte die junge Männerwelt die Komik der Situation sofort völlig erfasst und versuchte durch heimliche Hilfeleistung den Wirrwarr nach Kräften zu verstärken. Ein junger Offizier zog sich sogar den frischen Küchenstaat an, den der „schöne Heinrich“ sich für sein Tagewerk zurechtgelegt hatte, und suchte den verschwundenen möglichst getreu zu kopieren. Stürmische Heiterkeit lockte ihn für dieses Unternehmen. Lächelnd sah die Hausherrin diesem fröhlichen Treiben einige Zeit zu, dann aber schied sie entschlossen die brauchbaren Helfer von den unbrauchbaren und beförderte die letzteren aus den geheiligten Räumen der Küche.

Glücklicherweise hatte es der „schöne Heinrich“ an einer gründlichen Vorbereitung der Gerichte nicht fehlen lassen, und so galt es, überall nur noch die letzte Hand anzulegen. Schnell wurden Braten um Braten in die mächtige Röhre geschoben, auf dem Herde dampfte und brodelte es, allerhand liebliche Gerüche verbreiteten sich, und dank der vielen fleißigen Hände gelang es, das Werk des „schönen Heinrich“ in überraschend kurzer Zeit zu gutem Ende zu führen.

Das Hochzeitsmahl mit Hindernissen wurde allerseits mit vorzüglichem Appetit eingenommen, gute Weine sorgten für eine fröhliche Stimmung. Trinkprüche, allerhand scherzhafte Gedichte kamen zum Vortrag, die vorausgegangene Störung war längst vergessen.

Da erschien plötzlich der Leutnant von vorn, noch immer in weißem Küchenstaat, im Rahmen der Saaltür und wand sich schiel vor Lachen. „Hat ihn schon, hat ihn schon“, sprudelte er schließlich in übermütiger Weintaune hervor. „Was hat, wer hat?“ tönte es ihm sofort von allen Seiten entgegen. Aber er antwortete nicht, sondern winkte nur, ihm zu folgen. Sofort war der Speisesaal leer, paarweise, mit voranschreitender Musik, folgten die Hochzeitsgäste ihrem winkenden Führer.

Neun Minuten vom Dominium entfernt besaß die Gräfin eine Spiritusbrennerei. Einer der großen Kessel war schadhast geworden; man hatte ihn zum Ausbessern auf eine nahe Wiese gerollt, und dort harrete er nun seines weiteren Schicksals. Als die Hochzeitsgäste anamen, wichen die Männer, welche den Kessel neugierig umstanden, zur Seite, und nun erblickte man mitten drin „im Haß“, schnarrend und wirklich lieblich anzuschauen, den „schönen Heinrich“. Mit dem rechten Arm umklammerte er, sie fest ans Herz drückend, eine Flasche Curaçao; eine zweite Flasche, die Kognak enthielt, hatte, lag leer zu seinen Füßen. Nun war das Rätsel gelöst. Um irgendeinen Kummer zu ertränken, hatte der „schöne Heinrich“ zu tief in die Flaschen gekostet. Gerüstet und geschüttelt hat man nun den armen Heinrich, aber erst der Strahl eines Gartenhochzeits schien wieder Leben in seine Glieder zu bringen. Ein fröhliches Niesen kündigte sein Erwachen an, dann aber vernahm man wie aus Grabestiefe die Worte: „Ist ja so finster hier, gehen Sie mir doch gefälligst aus der Sonne!“

Wie dieser moderne Diogenes dann später, als der sonderbaren Behauptung wieder an das Tageslicht kam, blieb unbekannt. Nur soviel steht fest, daß keiner mehr den „schönen Heinrich“ zu Gesicht bekam; fort war er, spurlos und diesmal für immer verschwunden. „Schade“, meinte einige Tage später einer der Hochzeitsgäste, „daß er mir seine Adresse nicht zurückgelassen hat, ich würde ihn mir sonst, falls ich mich jemals verheiraten sollte, ebenfalls als Küchenmeister angestellt haben; denn ohne ihn hätten wir schwerlich eine Hochzeit so vergnügt wie diese erlebt.“

Vermischtes.

Geizige Milliardäre. Unter den Finanzmagnaten Nordamerikas gibt es verschiedene, die ein außerordentlich einfaches, ja häufig geradezu dürftiges Leben führen. So bewohnte einer der reichsten Leute Nordamerikas, Samuel Dunlap, zeitweilen ein bescheidenes Stübchen in einem einfachen Hause und trieb seine Sparfahne so weit, daß er nie eine Bürste an seinen einzigen Anzug brachte, um den Stoff nicht unnötig abzunutzen. Ein anderer Millionär, George T. Eline, der über 20 Millionen Mark nach deutschem Gelde hinterließ, wohnte Jahrzehnte hindurch in einem kleinen Hinterzimmer. Er kochte meist für sich selbst, gönnte sich nicht den geringsten Luxus und brauchte infolgedessen zu seinem Lebensunterhalt niemals mehr als zehn Mark wöchentlich. Mr. J. Blair, ein Mann, der über rund eine halbe Million Pfund verfügt, ist zum Frühstück nur einen Apfel und geht fast jeden Weg zu Fuß, um das Geld für die Straßenbahn zu sparen. Henry Green, die bekannte nordamerikanische Philanthropin, deren Name nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch in Europa durch ihre großherzigen Stiftungen bekannt ist, gehört auch in diese Riste der sparsamen Millionäre. Sie, der es nicht darauf ankommt, für einen wohlthätigen Zweck Millionen & sond perdu zu opfern, lebt in puritanischer Einfachheit und kennt für sich selbst weder Luxus noch irgendwelche Extravaganzen. Beschließen mag diese Reihe der Millionäre, die nur für andere Leute Geld übrig haben, James Tyson, der australische Milliardär, dessen Lebensweise großes Aufsehen erregte, weil die seiner Arbeiter dagegen vornehm zu nennen war. Tyson rühmte sich jedem gegenüber, daß er niemals im Theater gewesen sei, niemals Alkohol getrunken habe und — niemals Seife gebraucht habe. Hierzu sei erklärend bemerkt, daß man sich zu jener Zeit in Australien durch Abreiben mit dem feinen Sand reinigte.

Sand und Leute.

Amerikanische Sachverständigenhonore. Das Bücher-schreiben ist in Amerika ein bei weitem einträglicheres Gewerbe als bei uns. Ganz abgesehen von den Kiefen-einnahmen der Beecher-Stewe, der Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“ und Mark Twains werden auch für wissenschaftliche Werte Honorare gezahlt, die für deutsche Verhältnisse einfach märchenhaft sind. So erhielt Noah Webster 1817 für sein Wörterbuch von dem Verleger Godrich 40 000 Dollar. Bancroft hat für die vor 1854 von ihm veröffentlichten Geschichtswerke 50 000 Dollar bezogen. Barnes bekam für seine Anmerkungen zu den Evangelien 30 000 Dollar. Die berühmten amerikanischen Verleger Harpers zahlten an J. L. Stephens für dessen Reisen in Zentralamerika und Yucatan 30 000 Dollar. Professor Andrews erhielt für die erste Auflage seines lateinischen Wörterbuches, das dabei noch völlig den Arbeiten deutscher Gelehrter entlehnt ist, 6000 Dollar, und Professor Anton für seine Ausgaben aller Klassiker, denen gleichfalls deutsche Ausgaben zugrunde liegen, 3000 Dollar. Diese 3000 Dollar wurden leicht verdient, denn Professor Anton schrieb ganz einfach die verschiedenen deutschen Ausgaben ab und gab dazu Erklärungen für sein amerikanisches Publikum. Die Firma Jollen und Phinney in New York zahlte an Sanders für den Verlag von dessen Erziehungs- und Unterrichtsbüchern jährlich 30 000 Dollar, und an Thompson für dessen Rechenbücher jährlich 10 000 Dollar. Childs und Petersen in Philadelphia haben den Erben des Dr. Kane für dessen Polarreise 60 000 Dollar ausbezahlt. Lippincott & Co. in Philadelphia haben den Direktoren Wood und Wache für das „Handbuch der Arzneiwissenschaften der Vereinigten Staaten“ 80 000 Dollar gezahlt. Die Firma Little Brown & Co. in Boston kann aus ihren Büchern nachweisen, daß sie weit über eine halbe Million Dollar ausgezahlt hat; davon kommen allein auf die Familie des Juristen Story mehr als 200 000 Dollar. Wo bleibt da alles, was selbst für die gangbarsten deutschen Werte je gezahlt worden ist?

Letzte Kriegsnachrichten.

Berlin, 22. Dezember. An dem Gewicht des gestrigen Reichstagsbeschlusses, durch den der vierte Zehn-Milliarden-Kredit glatt bewilligt wurde, kann der Widerspruch eines Bruchteiles der Sozialdemokraten nach der übereinstimmenden Ansicht der Morgenblätter nichts ändern. Die „Germania“ sagt, daß die widersprechenden Herren schon den früheren Bewilligungen fremd gegenüberstanden, wenn sie es auch damals vorzogen, das nicht öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Das deutsche Volk werde dies umso weniger tragisch nehmen, als es immer gewußt habe, daß es solche Käuze unter uns gebe. Die „Freikünigliche Zeitung“ schreibt: Für das deutsche Reich und ebenso für unsere Feinde ist das Bedeutungsvollste die einmütige Annahme der neuen Zehn-Milliarden-Vorlage gegen eine Minderheit, die schon im Reichstag verhältnismäßig klein ist, deren Anhänger aber im Lande erst recht nicht in Betracht kommen gegenüber dem einmütigen Willen des ganzen deutschen Volkes mit Einschluß der Sozialdemokratie. In der „Deutschen Tageszeitung“ wird den sozialdemokratischen Kreditverweigerern ins Gesicht gesagt: Es bedarf keines Beweises, daß die 20 Dissidenten, welche die deutsche Gegenwart preisgeben, indem sie durch ihre ablehnende Haltung dem Reich die Mittel zur weiteren Kriegsführung nicht bewilligten, nicht etwa dem Elend des Krieges dadurch ein Ende machen, sondern im Gegenteil erst Deutschland in ein endloses, nie wieder gut zu machendes Elend hineinstürzen würden. Die deutschen Arbeiter, die doch die Masse der sozialdemokratischen Wähler stellen, wissen, daß ein Hauptgrund und ein Hauptziel des Angriffes gegen Deutschland die Vernichtung des deutschen Welt Handels und der deutschen Industrie ist, daß also der Krieg sich so direkt gegen ihre Erwerbsgrundlage, gegen ihre Lebensmöglichkeit in Deutschland richtet. Den deutschen Volksgenossen gegenüber ist das Verhalten der kleinen Minorität trotz seiner praktischen Bedeutungslosigkeit unentschuldbar.

Von Adalbert von Chamisso. *)

*) Die „Frömmigkeit“ und edle „Uneigennützigkeit“ Englands tritt sehr hübsch in diesem um 1830 entstandenen Gedicht Chamisso's hervor.

Aus dem Gerichtssaal.

Aus aller Welt.

+ Ersah für die torpedierte „Lusitania“. Die Holland-Amerika-Linie hat ihren neuen Dampfer „Staatsendam“ an die Cunard-Linie verkauft. Er wird die Stelle der torpedierten „Lusitania“ einnehmen.

С. п. Н.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Karl Klose, Herborn

Herborn.

J. B.: Daniels.

Die Handwerkskammer Wiesbaden.

liefert
Bargmann, Kiel, Hohen-
staufenring 37.

Donnerstag, den 23. Dezember,
nachmittags 1/2 4 Uhr
zur Weihnachtsfeier im Kranken-
haus.